

Hier könnte Ihr Windrad stehen



»Wenn Großstädter fordern, dass jede Kartoffel gehegt wird wie eine Zimmerpflanze auf St. Pauli, vergessen sie, dass Kartoffeln draußen auf dem Acker wachsen«

VON MARTIN MACHOWECZ

Vor einiger Zeit durfte ich einigen Biologen in der Lausitz zusehen, wie sie einen kleinen Haufen Wolfskot entdeckten und ihn begeistert herumreichten wie eine Trophäe. Ich habe aber auch Schäfer getroffen, die nicht mehr schlafen können, weil sie Angst haben, morgens auf der Weide die Spuren des nächsten Gemetzels der Wölfe zu entdecken. Während meiner Recherche habe ich mit Lokalpolitikern gesprochen, die sagen, dass sie seit vielen Jahren dafür kämpfen, die Wolfsbestände in ihrer Region regulieren zu dürfen, also im Zweifel auch Tiere zu erschießen – aber kaum jemand erhöre sie, vor allem nicht in Berlin. Stattdessen verurteile man sie moralisch, als wären sie gefährliche Wilderer.

Irgendwann ist mir etwas aufgefallen: Die Wölfe sind dort besonders beliebt, wo niemand sie zu Gesicht bekommt. Nämlich in der Stadt. Und sie werden dort besonders kritisch gesehen, wo man mit den Folgen ihrer zunehmenden Ausbreitung leben muss: auf dem Land. Je weiter man weg ist von einem Problem, desto kleiner sieht es aus.

In Stuttgart oder Hamburg werden Sie mit hoher Wahrscheinlichkeit hören, dass Wölfe eine schützenswerte Spezies seien, eine Bereicherung für die Natur. Viele Dorfbewohner macht das sauer. Sie fühlen sich von den

Stadtbewohnern genötigt, die Existenz von Tieren zu erdulden, die ihnen, wie sie finden, gefährlich nahe kommen. In der Lausitz sagte mir jemand: Solange der Wolf nicht in Prenzlauer Berg an einer Bar sitzt, ist er wohl Deutschlands beliebtestes Tier.

Ich bin Reporter in Ostdeutschland, einer Region, in der es sehr viel Land und nur einige größere Städte gibt. Ich treffe, wenig überraschend, nicht viele Wolfsfreunde in meinem Alltag. Aber ich treffe viele, die sich bevormundet fühlen. Und ich beobachte im anbrechenden Zeitalter der Ökologie eine ungute Entwicklung: die moralische Verächtlichmachung der Dorfbewohner durch die Stadtmenschen. Letztere wollen neue Regeln aufstellen, die unser Leben ökologischer, reiner, gesünder und besser machen sollen.

Die negativen Begleiterscheinungen dieser Vorhaben betreffen dann allerdings fast nie die Stadtbewohner selbst, sondern fast immer nur die Leute auf dem Land. So entsteht eine Schräglage, die gefährlich ist für unsere Demokratie: hier die angeblich besonders Moralischen – dort diejenigen, die noch auf den Weg der Tugend gebracht werden müssen. Das macht beide Seiten wütend auf die jeweils andere. Und es vertieft den Riss, der sowieso schon durch unsere Republik geht.

Ein paar Beispiele für die vielen Wünsche der Stadtbewohner an die Provinz? Gerne. In der Stadt will man mehrheitlich den Braunkohleabbau und die Atomkraft abschaffen, stattdessen hätte man gern Windkrafttrader und Solarfelder. Und wo werden die großen Kraftwerke abgerissen, wo werden die Windräder gebaut?

Es muss wohl kaum ein Cafébesucher in Schwabing fürchten, seinen Job zu verlieren, weil ein Braunkohle-Tagebau schließt. Er muss auch nicht damit rechnen, einen 140 Meter hohen Windradturm vor sein Café gesetzt zu bekommen (der wäre 40 Meter höher als die Münchner Frauenkirche). Dem Dorfbewohner, dem das Windrad vor die Nase gebaut wird, aber erklärt er: Sorry, das dient einem höheren Zweck.

Ich bin nicht gegen Windräder, ich bin auch kein Fan der Braunkohle. Trotzdem verstehe ich, dass viele Leute auf dem Dorf das Gefühl haben, ihre Interessen zählen nicht. Ich besuche immer wieder Bürgerveranstaltungen, zum Beispiel jene, die die ostdeutschen Ministerpräsidenten zurzeit überall in ihren Bundesländern abhalten. Man kann dort stets dieselbe Klage hören: Ihr nehmt unsere Sorgen nicht ernst! Sinngemäß schimpfte neulich jemand in Sachsen: Den Kohleausstieg bekommt ihr Politiker

in ein paar Monaten verhandelt, die Verbreiterung der Autobahn zwischen Görlitz und Dresden verspricht ihr uns dagegen schon seit zehn Jahren, und es passiert – nichts.

Mag sein, dass dieser Bürger politisch vieles durcheinanderwirft. Aber sein Gefühl ist real. Dass Tausende Pendler gefühlt jede Woche stundenlang im Stau stehen auf dem Weg aus ihrem Dorf zur Arbeit nach Dresden, ist auch real. Wen wird dieser Bürger wohl bei der sächsischen Landtagswahl im September wählen?

Das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung hat herausgefunden, dass bei der Bundestagswahl 2017 tendenziell umso mehr Menschen für die AfD stimmten, je dünner ein Wahlkreis besiedelt war. Bei der Europawahl hat die AfD die größten Erfolge in den entlegensten Orten errungen: 32,9 Prozent im Landkreis Sächsische Schweiz-Osterzgebirge, 46,5 Prozent im Städtchen Neißebau an der polnischen Grenze. Mit den Grünen verhielt es sich genau umgekehrt: Sie waren in den Städten stark. Vielleicht liegt das auch an der Doppelmoral, mit der in Deutschland zurzeit Politik gemacht wird.

Die Großstädter fordern ein Verbot von Kurzstreckenflügen und Dieselaautos, sie wollen eine CO₂-Abgabe, richten Umweltzonen ein und verhängen Diesel-Fahrverbote. Aber es ist der Hipster aus Berlin, der einmal im Jahr zu seinem Kumpel nach Tokio fliegt. Es ist der Geschäftsmann aus Frankfurt, der monatlich nach New York pendelt und dessen Ökobilanz nur von der Hölle übertrifft wird.

Die meisten Leute auf dem Land, die mir begegnen, leben eher so: Sie haben eine kleine Familie, mit der sie in irgendeinem Dorf oder in einer Kleinstadt zu Hause sind. Sie besitzen zwei Autos. Zum Arbeiten fahren sie in die nächstgrößere Stadt, zum Shoppen in eine der Metropolen. Kommt das Fahrverbot für Diesel in der Innenstadt, müssen viele von ihnen mit ihren Autos draußen bleiben.

Neulich habe ich eine Postbotin getroffen, die mitten in der Nacht in einer Kleinstadt zu arbeiten anfängt. Als ich sie fragte, ob sie auch mit dem Rad zum Dienst fahren könnte, hat sie mich angeschaut, als käme ich vom Mars. Ich glaube, in New York war sie noch nie. Aber Leute wie sie hören jetzt immer wieder, dass ihr jährlicher Mallorca-Urlaub ein ökologisch-moralisches Problem darstellt.

Was man in der Stadt leicht vergisst: Leute, die so oder so ähnlich leben wie die Postbotin, sind in Deutschland die Mehrheit. Als Wähler haben sie ein gewaltiges politisches Gewicht. Eine Auswertung der Kollegen von ZEIT ONLINE belegt, dass 70 Prozent der Deutschen in Orten leben, die weniger als 100.000 Einwohner haben. 15 Prozent sind demnach in winzigen Gemeinden mit weniger als 5000 Einwohnern zu Hause, 27 Prozent in Gemeinden mit 5000 bis 20.000 Einwohnern. Nur ein Drittel der Deutschen wohnt in Großstädten, also in Orten mit mehr als 100.000 Einwohnern.

Das heißt umgekehrt: Zwei Drittel der Deutschen trifft man an Orten mit einer Größe von irgendetwas zwischen Wiedenborstel in Schleswig-Holstein (elf Einwohner) und Kaiserslautern in Rheinland-Pfalz (99.684).

Warum kommen die Bewohner von Wiedenborstel und Kaiserslautern so selten in unseren Diskussionen vor? Warum werden die Debatten in Deutschland geführt, als wäre die Republik eine Großstadt?

Das hat auch mit Leuten wie mir zu tun. Ich bin Teil des Problems. Dieser Text ist in einer sanierten Altbauküche in Leipzig-Plagwitz und in einem Flieger auf Dienstreise nach Tel Aviv entstanden. Ich war im vergangenen Jahr mit dem Flugzeug in Amerika, Italien, Spanien. Ich kann keinem Dörfner seine CO₂-Bilanz vorhalten, auch dem nicht, der es für sein Menschenrecht hält, jeden Morgen 300 Meter mit dem Auto zum Bäcker zu fahren und eine steinzeitliche Ölheizung zu haben.

Aber Städter wie ich sitzen an den Schaltebelen der Diskurse. Sie machen die Zeitungen, sie leiten die Fernsehsender. Ihre Meinungen werden zu konkreter Politik. Auch das ist ein Grund für die Kluft in Deutschland.

Neulich erzählte mir jemand, dass er in der thüringischen Kleinstadt, in der er lebt, keine Sonntagszeitung mehr im Abo erhalten könne. Der Verlag hat diesen Ort einfach aufgegeben; zu uninteressant, zu teuer, zu wenig Leser. Das ist dann schon die letzte Stufe der Entfremdung zwischen der Stadt und dem Land: Man spricht nicht mehr miteinander.

Dabei sind es eigentlich die Provinzler, die das klügere Modell leben. Der Ansturm auf die Großstädte ist riesig, obwohl die Städte schon jetzt zu voll sind, zu stickig, zu teuer. Die Mieten explodieren, auch die letzte Rasenfläche wird noch für ein Wohnhaus aufgegeben – damit die gut gebildete Mittelschicht dort einziehen kann. Das sind dann diejenigen, die – ich meine das nicht polemisch! – tendenziell grün wählen, gern Bio kaufen, ein ökologisch bewusstes Leben führen wollen. Auf dem Land bleiben die Konservativen, Bodenständigen, deren Lebens- und Denkweise aus Sicht der Städter nicht mehr zeitgemäß wirkt.

Weil ich ursprünglich selbst vom Dorf komme, weiß ich, wer übrigens die Schlimmsten sind: die Ehemaligen. Wir früheren Dörfner, die irgendwann in der Stadt gelandet sind. Konvertiten sind stets die radikalsten, weil unsouveränsten Vertreter ihrer Sache. Wer mal auf dem Dorf zu Hause war und nun in der Stadt lebt, zählt oft zu den brutalsten Dorfverächtern. Man hat es ja herausgeschafft aus der kleingeistigen Welt! Man hält sich für etwas Besseres. Ich hatte diese Gefühle auch, als ich das Dorf hinter mir ließ. Ich dachte: Die Provinz kann mich mal!

Ich musste erst ein bisschen erwachsener werden, um zu verstehen, dass alles vom Dorf kommt, was in diesem Land wichtig ist. Das Dorf ist der Ort, an dem die Städter sich erholen. An dem sie Urlaub machen. Je mehr das Land auf erneuerbare Energien angewiesen ist, desto wichtiger wird das Dorf für die Energieversorgung werden. Und gegessen wird ja sowieso, was uns das Dorf auf den Tisch stellt: kein Brot ohne Bauern. Kein Glas Wein ohne Winzer. Wenn die Großstädter fordern, dass jede Kartoffel gehegt wird wie eine Zimmerpflanze auf St. Pauli, vergessen sie, dass Kartoffeln nicht in WG-Zimmern auf St. Pauli angebaut werden, sondern draußen, auf niedersächsischen und niederbayerischen Äckern. Und von dem Honig, den die paar Berliner Hobbyimker auf ihren Dachgärten produzieren, wird die Republik bestimmt nicht satt.

Das ist kein Plädoyer gegen den süßen Hauptstadthonig. Nur eines gegen das süße Gift der Überheblichkeit, die uns einredet, wir wären auf die Provinz nicht angewiesen.

Abb.: Burkhard Niebert

ANZEIGE

DER WEG ZU DEN STERNEN



Vor 50 Jahren betrat der Mensch zum ersten Mal den Mond: Ein Moment für die Ewigkeit. ZEIT GESCHICHTE beschreibt die ungeheuren Anstrengungen und Erkenntnisgewinne der Astronomie von den Sonnentempeln der Steinzeit bis heute.

NEU
AM KIOSK ODER
GRATIS TESTEN

Hier testen: www.zeit.de/zg-gratis

ZEIT Geschichte

www.zeit.de/audio